

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 292.

Dienstag, 15. Dezember

1925.

### Vom Weibe bist du.

(25. Fortsetzung.)

Roman von Erik Billqvist.

(Nachdruck verboten.)

Plötzlich hörte er Flaads Weiberstimme im Garten. Gefangene gruben dort das Land um. Anny hatte Konrad am Morgen darauf aufmerksam gemacht, wie sorgsam, schier liebevoll sie die Schollen zerkleinerten und jedes Würmchen auslesen für die Hühner.

Es war nur Wichtigtuerei von Flaad, daß er nachsehen wollte, ob die Kerls der gnädigen Frau auch alles nach Wunsch machten. Amalia Huldreich zwar hielt sich zurück. Sie nahm es wohl übel, daß Anny dem literarischen Kränzchen nicht beitrug. Flaads Menschenfreundlichkeit dagegen war unerschöpflich. Man mußte ihm einmal unverfälscht grob kommen.

Der Anlaß dazu sollte sich unerwartet schnell bieten.

Ruth hatte enge Freundschaft geschlossen mit einem nichtsnutzigen weißen Fox in der Nachbarschaft, der ebenso wie Ruth sich lebhaft an allen Tagesereignissen beteiligte. Der Fox gehörte einem alten reichen Fräulein, das Schmidt hieß, aber von Ruhebuschel Tante Eulafia genannt wurde. Schnipp, der Hund, wurde täglich von Buschel gebadet.

Heute hatte der Wildfang sich einen besonderen Spaß mit seinem Liebling geleistet. Nach Schnipps Meinung hatte Ruth die Freundschaft zu weit getrieben. Sie hatte ihre Puppenkleider hervorgekramt und trotz Schnipps Widerstreben, der sich angezogen genug vorkam, ihn damit bekleidet.

Endlich gelang es ihm zu entspringen, und nun ging die wilde Jagd aus dem Haus in den Garten. Buschel mit lautem Lachen wie toll hinterher. Schnipp knurrte und biß gegen die ihm aufgenötigte Menschenähnlichkeit und rollte, sehr unschädlich in den langen Kleidern, bis vor Flaads Füße, der schon wieder im Garten war.

Ruth beachtete ihn nicht. Sie beugte sich über den zappelnden Hund und mochte in dieser Stellung mit ihren runden Körperformen Flaads Sinnlichkeit besonders gereizt haben.

Der gute Onkel Flaad kniff das Fräuleinchen mit den patzigen Händen in die Hüften.

Wie ein Wind fuhr Ruth empor und schlug dem Beleidiger auf die stoppelige Wangen.

Der klatschende Schlag war von einer zauberhaften Wirkung. Die Züchtlinge und der Aufseher standen steif, als wären sie zur Bewegungslosigkeit gebannt. Während Flaad den Mund offenstehen ließ, war Ruth entschwinden und Frau Anny ihr mit aufgerichtetem Haupte ins Haus nachgefolgt.

Der Wind sprang über die Gartenmauer und trieb mit weilen Blättern sein mutwilliges Spiel. Die Sträucher bückten sich tief und gruben, der Aufseher trat zu ihnen und packte auf jedes Würmlein und Steinchen im Land acht.

Flaad stampfte schnaufend davon, nachdem er einen streifenden Blick über die Dächer bis zu dem bunten Wald drüben geworfen hatte.

Als die Tür hinter ihm ins Schloß schlug, lehnten sich die Gefangenen mächtig auf das Grabsteint. Der Aufseher ging abseits auf das Regensatz zu, zwirbelte seinen Schnurrbart empor, schob mit dem Fuß einen verrosteten Nagel aus dem Kies und lächelte. —

Flaad war vor versammelter Mannschaft beleidigt worden und begehrte Genugtuung.

Der Verwaltungsbau reckte seine steile Dachschaukel nach dem Zuchtthaus. Drinnen standen sich zwei Männer Auge gegen Auge gegenüber. Ihre Augen hatten stechen- des Licht.

Konrad hatte erstaunt aufgehört, als Flaad über das „dumme Göhr“ zeterte, das ihn um Verzeihung zu bitten habe; anderenfalls werde er höherer Orts darüber befinden lassen, ob „derartige Zustände“ im Anstaltsbereich zu dulden seien.

Borhin hatte Konrad Runen aufs Papier gemalt und trübe Zukunft gelesen aus den verschlungenen Schriftzeichen. Jetzt hatte er sich straff ausgerichtet. Das Blut rollte ihm lebhaft durch die Adern.

Einstweilen glaubte er noch sein Mündel besser zu kennen und ihr keine Ungezogenheit gegen einen fremden älteren Herrn zuzutrauen. Er werde jedenfalls sich erst befragen, was in seiner Dienstwohnung vorgefallen war.

Flaad hatte noch gemault, war aber dann gegangen.

Als Konrad nach Einschluß hinüber in die Eulenburg kam, war es merkwürdig still im Haus. Die Tür wehte sich auf den Steinfliesen und die Stiegen knarrten wie zu Konrads Junggelesenzeit.

Ruth war unsichtbar, Anny bleich und erregt. Die Teller klirrten in ihrer Hand. Es fiel ihr offenbar schwer, etwas zu reden. Konrad wieder fühlte, daß über ihrem Zögern ihn die alte Unbehilflichkeit vor der fremden weiblichen Welt befalls.

Wie sollte er seine Frage stellen?

Schließlich „setzte er sein Gesicht auf“, wie Anny es später nannte, und was er sachlich nüchtern erfragen wollte, klang dienstlich kalt und streng.

Was denn zwischen Ruth und dem Direktor Flaad vorgefallen sei, daß Flaad sich so entrüstete und Abbitte verlangte?

Zur Antwort stand Anny vom Tisch auf und ging schweigend hinaus, ohne ein Wort zu antworten.

So, nun hatte er sein Teil! Schon immer hatte er gespürt, daß es unsichtbare Schranken gab, die auch die beste Freundschaft zwischen Mann und Weib nicht überschritt. Dann setzte ein beredtes Stillschweigen ein und Konrad hatte sich zurückzuziehen.

Mimosenhafte Empfindlichkeit nannte er es ärgerlich; was ihn aber nicht hinderte, im nächsten Augenblick sich selber ebenso zu mißhandeln, wie seine Finger den Schnurrbart zerzausten.

Er hätte längst der Unklarheit in seinem Verhältnis zu Anny ein Ende machen sollen. Wozu war er der Mann?

Er tappte durch den dunklen langen Gang in sein Zimmer. Als er an Ruths Stube vorbeikam, meinte er Stimmen zu hören und ein unterdrücktes Schluchzen. Oder bildete er sich's ein?

Jedenfalls sah er dann unter seiner stummen Familie und fühlte sich höchst unbehaglich. Seine lang vernachlässigte Hausfreundschaft nahm die Gelegenheit wahr,

in ihrer Weise eindringlich auf ihn einzureden, und statt ihm beizustehen, ihn tüchtig auszuschelten.

Abucci zählte zum Hohn alle seine Liebenswürdigkeiten auf.

So war's Konrad recht geschehen. Er war doch, das sollte er wissen, zum Einspänner vorbestimmt. Das zu vergessen, rächte sich. Nun sah er zwischen zwei Stühlen und wußte selber nicht mehr, in welchen bekannten Gattungsbegriff er sich einreihen sollte.

Gerade überlegte er ernstlich, daß das nicht so weiter gehen könne, als jemand auf die Tür klinkte.

Ruths hochgewachsene Gestalt hob sich in der dunklen Umrahmung ab.

„Buzell!“ rief Konrad sehnsüchtig und breitete die Arme unwillkürlich aus.

Da flüchtete sich das junge, quellfrische Menschenkind an seine Brust und schluchzte laut. So wie nur Ruth weinen konnte, die sonst bei jedem Schmerz sich lieber die Lippen blutig biß; sie weinte nicht wie sinniger Regen, sondern wie ein Gewitter.

Konrad hatte dem leidenschaftlichen Gefühlsausbruch gegenüber Mühe, auf seinen Beinen zu bleiben. Es brauchte ihm keiner gute Worte zu geben, er hätte heulen mögen wie ein Schloßhund. Er war ein dusliches Luder, schlimmer als Kaspar Schludrian, daß er sich seither hängen ließ wie eine einsame Trauerweide.

Für das, was er in den Armen hielt und was zu ihm geflüchtet war, war er da; er allein als Beschützer und Mann!

Was war denn geschehen? Konrad strich seinem Kind über das gewellte Haar und die nassen Wangen.

Er brannte darauf, zu wissen, was Flaad sich unterstanden habe.

Ohne daß Konrad es merkte, war Frau Anny eingetreten. Mit mütterlichem Feingefühl hieß sie Ruth auf ihr Zimmer gehen.

Sie setzte sich in Konrads Großvaterstuhl, die Uhr rasselte und rief angeblich die neunte Abendstunde aus.

In Wahrheit hielt die Standuhr an ihren Schußbefohlenen Konrad Hüfling eine Ansprache, darüber ihm die Augen hell wurden. Wenn's schon nicht zu umgehen sei und das alte Gerümpel für den ausgewachsenen Knaben Konrad nicht mehr gut genug war, sollte in Konrads altväterlicher Familie kein Widerspruch mehr sein, wenn er Frau Doktors gediegene und vornehme Ausstattung, ihre Persönlichkeit einbegriffen, dem alten Gemöbel seiner Kindheit vorzog. — Er werde ja nicht gleich meistbietend seine stumme Familie auf die Gasse bringen lassen.

„Anny, sag' mir doch alles!“ bat er weich.

Das feine, milde Frauengesicht schlug die Augen voll zu ihm auf. Sie hatte doch niemand als ihn? Eigentlich war's ja nur eine Geringfügigkeit, was sich zugetragen habe. So würden die Leute draußen sagen. Aber das erste unreine Berühren hatte ein junges Leben angestastet und Ruth hatte sich gewehrt.

Dann hatte sie sich in einen Winkel verkrochen. Und Ruth sollte diesen Flaad um Verzeihung bitten?

„Konrad!“ Lauter hatte Anny gerufen. Endlich war doch eine Stunde, wo sie mancherlei Ungesagtes besprechen konnten. Anny meinte, in dieser Stunde alles sagen zu können, wenn er zeigte, daß er davon mit ihr reden wolle. Dann jöge die klare feste Ruhe des Eishengeßißs der Eulenburg in ihre menschliche Bewohner ein, und wenn die Schiefer an der Wetterseite nachts rasselten, wollte Anny eine Stimme hören: Du bist geborgen.

Aber das war jetzt Konrad Eisenzahn, ein törichter, zorniger Mann, der seine Stunde vor der sehnsüchtigen Frau nicht erkannte, sondern die Faust hob und sie niederjaulen ließ, daß die alte Tischplatte ächzte und Abucci schlaftrunken im Käfig aufplatterte.

Flaad sollte es büßen! In Konrad hat Ruth einen Vater und Anny einen Schützer, der ihr Geschlecht nicht ungestraft beleidigen ließ.

Harsch fiel die Tür ins Schloß. Der Torwart Bastian drüben hielt die Hand ans Ohr, als er Konrad aufschloß, und schaute, den langen Bart kämmend, dem aufgeregten Mann nach.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Herrchen.

Von Serena Flohr.

Das Herrchen machte seinen gewohnten Morgenpausiergang. Vorsichtig tippelte es die stille, menschenleere Straße entlang, stieß seinen Stock mit der eisernen Spitze in den vereisten, von vielen Tritten festgestampften Schnee und achtete abwägend, wie es auftrat, um ja nicht auszugleiten. Es war nach einer vergangenen Mode gekleidet, und der zu lange Wintermantel, der einstmal tiefschwarz gewesen sein mochte, spielte etwas auffällig ins Grünliche hinüber, aber er war sorgfältig gebürstet, glatt und ohne das geringste Fältchen. Unter dem hohen Hute glänzte silberweiß das Haar und die von unzähligen Ranzeln durchzogenen Bäckchen schimmerten frischrot und gesund. Der Halsragen war steif und blank geplättet und um ihn schlang sich die Halsbinde in den wehmütig-stillen Farben einer verflorenen Zeit. So peinlich nett und sauber beisammen, ging das Herrchen täglich eine Stunde durch einige stille Straßen und Gassen, nach seiner Rückkehr setzte er sich an den großen, uralten Schreibtisch und „arbeitete“. Es war die Arbeit, die über eines langen Lebens Wirten und Schaffen schier im Kreise wieder zu der Kindheit erstem Wollen und Beginnen zurückzuführen schien. Das Herrchen ordnete und zählte wertvolle Briefmarken, schichtete sie zu Päckchen, die es mit steifen, ein wenig ättrigen Fingern mühsam mit einem Endchen Bindfaden zusammenband, es spitzte Bleistifte in Menge, das man ein Jahr damit hätte schreiben können, es schnitt aus verschiedenen Zeitschriften und Kalendern mit einer glänzenden Schere Bilder heraus, die irgend ein bedeutungsvolles Ereignis oder ein besonderes Kunstwerk darstellten und legte sie, mit Anmerkungen versehen, in Mappen, die dann wieder sorgfältig in eine der vielen Laden verschlossen wurden. So lebte und „arbeitete“ das Herrchen in stillem Eifer wie einer, der sein Haus längst aufs beste bestell hat und dem nun nichts mehr zu tun erübrigt, als darauf zu achten, daß die feine schöne Ordnung auch unentwegt erhalten bleibt.

Aber heute war ein dunkles Geschehen stärker als alle Vorsicht. Auf einem farrgefrorenen Schneeklumpen alit die Spitze des Stockes ab, und das Herrchen, das sich auf seinen Wegabseher allaufsehr gestützt hatte, verlor das Gleichgewicht und vermochte es nicht mehr, sich aufrecht zu erhalten. Es stürzte. Klirrend entfiel der Stock seiner Hand und der ein wenig zu hohe Hut kollerte in plumpen Sprüngen ein Stück weit von ihm. Entsetzt sah sich das Herrchen urplötzlich so nahe der kalten, schmutzig-weißen Schneefläche. Es machte ein paar sapplige, hilflose Bewegungen und ein angstvoll geprehter Schrei entrang sich seiner Kehle. Unartig und roh lachten ein paar Gassenjungen von der anderen Seite der Straße herüber. Niemand sonst war in der Nähe. Da entspann aus dem Tore des nächstliegenden Hauses ein junges Mädchen heraus, frisch und blauäugig, in bunter Wolljacke, ein Wollmütchen auf dem blonden Haar. „Oh“, tat es erschrocken und stotterte mit dem Fuße, um gleich darauf hilfsbereit sich zum Herrchen herabzubiegen und ihm in die Höhe zu helfen. Hob dann Hut und Stock vom Boden und wendete sich mit teilnahmsvoller Frage an den verstört und unsicher Dastehenden. Und als es sah, daß er kaum fähig gewesen wäre, seinen Weg allein fortzusetzen, erbot sie sich freundlich, ihn heimzuführen. Stumm, geneigt, verängstigt schritt nun das Herrchen, von dem fremden Mädchen gestützt, seiner nahen Wohnung zu.

Die alte Haushälterin schüttelte erschrocken den Kopf, als ihr Herr mühsam, an ein Stückchen schimmernde Jugend gelehnt, die Stufen emporstieg. In diesem Tage konnte das Herrchen sich nicht an den Schreibtisch zu seiner „Arbeit“ setzen und am folgenden war es so müde und matt, daß es sich erst gegen Mittag erhob und dann unfroh am Fenster seines beaglichen Zimmers im großen Behnstuhl saß und in den grauen Wintertag blickte. Einmal klingelt es. Man hörte Sabinens knarrende Stimme und eine andere, weichere, hellere. Dann war wieder alles still. Nur die Uhr tickte gleichmäßig und im Ofen verknisterten die Holzscheite. Als Sabine später den Kaffee hereinbrachte, fragte das Herrchen mit der Neugierde der Langeweile, wer vorhin dabei gewesen sei.

„Das Fräulein, das dem gnädigen Herrn gestern auf der Straße geholfen hat“, gab die Alte Bescheid und fügte dann etwas unsicher hinzu, „aber ich habe gesagt, der Herr schläft und es ginge schon besser.“

„Wie konntest du nur? Ich habe doch gar nicht geschlafen und es hätte mich sehr gekreut, wenn ich der brave Kleinen hätte danken können, gestern habe ich in meiner Verwirrung das ganz vergessen, gestern habe ich in meiner eigenmächtigen Vorgehen von dir nicht!“

Das Herrchen hatte sich außer Acht und entrüstet, fast zornig gesprochen. Sabine schlich schweigend, aber mit einer tiefen Unmutsfalte auf ihrer Stirn zur Türe hinaus. Das

lebte gerade noch, daß jetzt diese junge, fremde Person an-  
finge, ins Haus zu kommen und sich bei ihrem Herrn Liebkind  
machte. Sabine war eine treue Seele, die seit Jahrzehnten  
im Hause diente und zuletzt allein mit dem Herrchen übrig-  
geblieben war. Früh war die einzige Tochter, Alwine,  
jungverheiratet, einem Eisenbahnunglück zum Opfer gefallen  
und vor etwa zehn Jahren war die Frau des Hauses ge-  
storben. Seither führte das alte Mädchen in der verläss-  
lichsten Weise den kleinen Haushalt und achtete sorglich, daß  
seinem Herrn nichts abginge, aber mit der Selbstsucht der  
Einsamen hatte es auch immer eifriger jede Beeinflussung  
von anderer Seite abgewehrt, um einzig und allein selbst  
alles für seinen Herrn tun zu können. Bis es ihm auch so  
stetlich gelungen war und das Herrchen sich immer mehr  
von den Menschen zurückgezogen hatte.

Am anderen Tage sah die junge Irene neben dem Lehn-  
stuhl und fragte mit ihrer warmen Stimme nach des Herr-  
chens Befinden und blickte mit blauen Augen im Zimmer  
umher.

„Sind die Schneerosen, die ich gestern gebracht habe,  
schon verweht?“ fragte sie dann, ein wenig enttäuscht.

An diesem Abend hatte das Herrchen seit Jahren die erste  
Auseinandersetzung mit Sabine, die zuletzt mit schwerbe-  
leidigter Miene ein Glas voll schimmernder Schneerosen, die  
eingebettet in dunkles Lannengrün lagen, auf den Tisch  
stellte, wobei sie spitzig bemerkte, sie habe es nur gut ge-  
meint, denn sie hätte immer gehört, Blumen solle man nicht  
in ein Krankenzimmer stellen. Die ärgerlich abwehrende  
Handbewegung des Herrchens ließ erkennen, daß es über-  
flüssig sei, diesem Unsinn entgegenzutreten.

Auf Verlangen des Kranken kam das junge Mädchen  
nun öfter, las ihm aus der Zeitung vor oder plauderte mit  
ihrem frischen Munde allerhand kindische Nichtigkeiten, denen  
er aber ganz gerne lauschte. Seine Augen, die gar nicht  
mehr so hell dreinblickten, ruhten dabei auf dem noch so  
harmlosen, unfertigen Jungmädelsgesicht und einmal, nach-  
dem Irene gegangen, sagte das Herrchen sinnend, während  
Sabine den Tisch zu Abend deckte:

„Wenn mein Alwinchen eine Tochter gehabt hätte,  
könnte diese jetzt so alt sein wie die kleine Irene und ihr  
vielleicht auch ähnlich sehen.“

Sabine strich mit harter Hand ein Fältchen im Tischuch  
gerade und erwiderte kurz, fast rauh, die junge Gnädige,  
Gott hab sie selig, sei doch — kinderlos gestorben, da könne  
man sich einen Vergleich gar nicht anstellen. Aber das  
Herrchen blieb eigenförmig, meinte, er habe eben darum auch  
„wenn“ gesagt und kam immer wieder auf diesen Gedanken  
zurück, sprach ihn aus, beleuchtete ihn von allen Seiten und  
lebte sich immer mehr in die Vorstellung hinein, Irene  
könnte sein Enkelkind sein. Diese selbst ahnte nichts davon,  
aber zwischen Sabine und dem Herrchen gab es nun fast  
täglich denselben Widerspruch, denn sie blieb hartnäckig da-  
bei, daß die junge Gnädige kinderlos gestorben sei, während  
das Herrchen unentwegt wiederholte: „Ich habe ja auch nur  
„wenn“ gesagt!“

Bis dann einmal auch diese Meinungsverschiedenheit ihr  
Ende fand, denn die Tage waren dahin gegangen und ein  
Jeder hatte ein wenig an dem ohnehin so schwachen Lebens-  
licht des Herrchens geblasen, bis es eines Tages völlig ver-  
löschte.

Als der letzte Wille des nunmehr Verstorbenen verlesen  
wurde, hörte die alte Sabine geredeten Sasses, aber es war  
alles, wie es ihr versprochen worden war. Sie erhielt die  
gesamte Wohnungseinrichtung mit allem Drum und Dran.  
Nur ein erst kürzlich hinzugefügter Anhang bestimmte, daß  
Irene Falkner, die mit ihr geworden ist, als wäre sie mein  
Enkelkind, sich vorher, ehe die Erbschaft an Sabine Wild-  
moser übergeben werde, aus der Wohnung nehmen solle,  
was ihr gefalle. Bei dieser Stelle fuhr die alte Haus-  
hälterin in die Höhe.

„Die junge Gnädige ist doch kinderlos gestorben“, stieß  
sie lebend hervor, als müsse sie auch jetzt noch dem Herrn  
widersprechen. Doch es wurde ihr nur kurz Schweigen ge-  
boten. Ahnte doch niemand, wie sehr das Dasein dieses  
jungen Mädchens die um ihre Erbschaft besorgte Alte quälte.  
Und angstvoll, böse, weil sie sich dem Gesetze gegenüber ohn-  
mächtig fühlte, empfing sie dann den Rechtsanwalt, der mit  
Irene gekommen war, um dem Wunsche des Verstorbenen zu  
entsprechen. Stöhnend Fußte folgte sie ihnen ins Zimmer.  
Was würde sich das grüne Ding alles nehmen?

Irene Falkner jedoch war noch jung und unbeschwert  
und schritt abnungslos und unbekümmert an des Lebens  
Tiefen und Abgründen vorbei. Als sie des Herrchens Wohn-  
zimmer betrat, ging ihr Blick schau und in ängstlicher Be-  
trübniß zu dem leeren Lehnstuhl am Fenster, ihrer frischen,  
baleinstrohen Jugend graute jetzt vor diesem sonst so trau-  
lichen Raume. Des Todes schweigendes Geheimnis schien  
sich auf ihre Seele herabzusinken. Sie wollte nichts als fort  
von hier. Doch dann besann sie sich, daß sie den Toten nicht

kränken dürfe. Hastig ließ sie ihr Auge umhergleiten, bis  
es einen Ruhepunkt fand.

„Den dort“, sagte sie leise und schüchtern zu ihrem Be-  
gleiter und zeigte auf einen kleinen indischen Gößen aus  
Elfenbein, der auf einer der glänzenden Mahagonikommoden  
saß. Es war ein kleines Scheusal mit Glosaugen, einem  
unförmigen Leib und verrenkten Gliedern. Doch es hatte  
jedesmal Irezens Aufmerksamkeit auf sich gezogen, nur hatte  
sie es nie gewagt, ihn näher zu betrachten, um nicht allzu  
neugierig zu erscheinen. Jetzt war ihr der plumpe, kleine  
Gott das einzige vertrauliche Ding in dem fremd gewordenen  
Raume. Verwundert griff der Rechtsanwalt nach ihm und  
legte ihn in ihre Hände.

„Und?“ fragte er dann und betrachtete zerstreut die  
anderen Kleinigkeiten auf der Kommode. Aber Irene schloß  
die Hände über dem Figürchen und schüttelte den Kopf.  
Zwei dicke Tränen kolkerten langsam über ihre runden  
Kinderwangen, sie dankte und grüßte hastig und war gleich  
darauf zur Türe hinausgeschlüpft.

Da wendete sich der Rechtsanwalt zu Sabine, die mit  
halboffenem Munde verblüfft da stand.

„Na“, meinte er spöttisch und durchblickend, „Ihre Angst  
war, weiß Gott, recht überflüssig. Um den häßlichen Kerl  
wird Ihnen kaum leid sein!“

Und da erlebte er denn nochmals eine Überraschung.  
Die alte Haushälterin schlug die schwarze Schürze vor das  
Gesicht und begann bitterlich zu schluchzen und dazwischen  
stotterte sie mit zitternden Lippen:

„Wenn das selige Alwinchen ein Kind gehabt hätte,  
dann hätte es wahrhaftig so aussehen müssen und dann  
könnte es unser Enkelchen sein —“

Und somit hatte das Herrchen zuletzt doch recht behalten.

## Welt u. Wissen

**Seltene Fische.** Das stumme Reich der Fische, wie es  
irrig genannt wird, birgt eine gar stattliche Zahl seltener  
Räuse, die für den aufmerksamen Beobachter durchaus nicht  
stumm sind, sondern eine merkwürdige Sprache sprechen.  
Denn es gibt, wie ein eben erschienenen Buch des Vorstehers  
des Londoner Aquariums, C. C. Boulanger, „Seltene  
Fische“ erzählt, mehr Dinge in den Tiefen des Meeres, als  
sich der Mensch bisher träumen ließ. Unter den wunder-  
baren menschlichen Eigenschaften, die manchen Vertretern  
der Fische eigne, ist die Fähigkeit, artikuliert Töne her-  
vorzubringen, gewiß eine der merkwürdigsten. So haust in  
den Meeren an der südamerikanischen Küste eine Art des  
Meerwalfs, die wie ein Hund bellt und deren Stimme in  
einer Entfernung von 30 bis 40 Meter deutlich erkennbar  
ist. Der Knurrhahn kann grunzen wie ein Schwein, der  
Klumpfisch bringt ein dem Knirschen der Zähne verleich-  
bares Geräusch hervor, während ein Schmelzkupper einen  
klaren, glodenähnlichen Ton erklingen läßt. Und diese seltsame  
Welt der Fische erweckt ein um so lebhafteres Inter-  
esse bei den Menschen, da wir in ihren Vertretern die  
Wurzeln des menschlichen Stammbaumes erkannt haben.  
Denn von den 10 000 heute lebenden Fischarten sind die mit  
einem knorpeligen Skelett versehenen, wie die Haiische,  
Dornhaie und Glattnochen, nicht nur die Stammväter der  
höher organisierten Fische, wie des Lachses, des Barthes  
oder des Weiskings, sondern auch die Ahnen aller Wirbel-  
tiere. Manche Fische haben noch den Zusammenhang mit  
den Landtieren in ihrer Lebensweise bewahrt, indem sie  
ebenso auf dem Festland wie im Wasser heimisch sind.  
Selbst der gemeine Aal macht lange Festlandreisen, und  
von dem sprinzelnden Stacheling, der an der Mündung mancher  
afrikanischer und asiatischer Flüsse gefunden wird, kann man  
logar sagen, daß er gehen könne. Denn zur Zeit der zurück-  
weichenden Flut marschiert er in einer leistung würdevollen  
Weise, den Kopf hoch erhoben, in dem Schlamm umher, in-  
dem er die vorderen Flossen bei jedem Schritt etwa  
1½ Zentimeter vorwärts bewegt. Ab und zu macht er  
einen kleinen Sprung, aber wenn er von einem Feinde ver-  
folgt wird, so springt er, wie sein Name besagt, indem er  
sich durch das Zusammenrollen der Schwanzflosse empor-  
schleudert, in einem mächtigen Sak über eine Strecke von  
mehr als einem Meter. Ein anderer Wasserbewohner ist  
der kletternde Barid, der auf die Bäume klettern kann. Er  
besitzt ein leitbares Organ zu beiden Seiten des Kopfes,  
das es ihm ermöglicht, einen Wasservorrat mit sich zu  
nehmen, und so seine Kiemen feucht zu erhalten, während  
er über Land reist. Von diesem merkwürdigen Geschöpf hat  
schon ein Beobachter vor mehr als tausend Jahren berichtet,  
aber die Wahrheit seiner Erzählungen ist erst durch die  
neueste Forschung bestätigt worden, als ein deutscher  
Reisender einen dieser Geleiten 1½ Meter über dem Erd-  
boden eine Blanke emvorkleitern sah. Allgemein bekannt  
sind die weiten Wanderungen, die die Aale und Lachse von  
und zu ihren Laichplätzen zurücklegen. Der Laichplatz der  
Aale wurde nach langem Suchen jetzt im Südoften von  
Bermuda festgestellt, wo das Wasser eine Tiefe von fast  
7000 Meter aufweist.



## Weihnachten — das Fest der Frauen.

Weihnachten pflegt man allgemein als das Fest der Kinder zu bezeichnen und mit Recht insofern, als man nie mehr im späteren Leben Weihnachten als das Fest der Freude so tief erlebt wie man es als Kind getan hat. So kommt es denn vielfach sogar, daß die „Großen“ im Grunde nur um der Kinder willen das Weihnachtsfest schätzen: wenn sie die Bäckchen ihrer Kinder vor Freude sich rot färben und die Augen im hellen Glanz erstrahlen sehen, dann kommt ein Abglanz dieser Freude auch in ihre Herzen.

Aber Weihnachten ist in einem anderen Sinne auch das Fest der Frauen, denn ihnen kommt hier eine besondere Mission zu. Man kann sagen: wenn es das Vorrecht der Kinder ist, sich an dem Kommen des Christkindchens und an den schönen Dingen, die es bringt, besonders zu freuen, so ist es die Aufgabe — und auch das Vorrecht der Frauen, dafür zu sorgen, daß die Weihnachtsfreude in ihrem Kreise auch wirklich geweckt werde und zu ihrem Rechte komme. In der Nacht der Frauen liegt es vor allem, daß in ihrem Hause die rechte Weihnachtsstimmung einziehe. Sie sind meist diejenigen, die die Geschenke für die Kinder und alle Familienglieder auswählen; ihnen liegt es besonders, mit feiner Spürsinn herauszufinden, wer etwas brauchen kann und womit man ihm eine Freude machen kann. Das allen echten Frauen so tief innwohnende Bestreben, Sorgen zu zerstreuen, Wunden zu heilen, Liebe zu geben und Sonnenschein in ihrer Umgebung zu verbreiten, kann sich jetzt in der Weihnachtszeit so recht nach Herzenslust auswirken.

So ist es das Mütterliche in der Frau, das jetzt in der Weihnachtszeit geweckt wird. Aber in noch einem anderen Sinne, als dem eben erwähnten, spricht das Weihnachtsfest die Frau als Mutter an, ist es doch ein Fest der Geburt, das immer noch zur Weihnachtszeit gefeiert wird. Ganz besonders tief hat diese Beziehung des Weihnachtsfestes zur Frau als Mutter Paula Modersohn-Bedeke gefühlt, die Frau, in deren Empfinden, Sein und Schaffen ganz besonders stark das mütterliche Element ausgeprägt war. Sie hat es einmal ausgesprochen, warum sie Weihnachten als ein Fest für Frauen empfindet: „Denn diese Mutterbotschaft lebt ja immer noch weiter in jedem Weibe. Das ist alles so heilig. Das ist ein Mysterium, das für mich tief und durchdringlich und zart und allumfassend ist. Ich beuge mich vor ihm, wo ich ihm begegne. Ich knie davor in Demut. Dies und der Tod, das ist meine Religion, weil ich sie nicht fassen kann.“ Und darum beugte sie sich auch in Ehrfurcht vor dem tiefen Mysterium des Weihnachtsfestes.

## Weihnachtskuchen-Rezepte.

**Sächsische Weihnachtskollen.** Zutaten: 5 Pfund Mehl, 2 Pfund Butter (oder 1 Pfund Butter und 1 Pfund bester Margarine), 1 Pfund Sultaninen, 1 Pfund Korinthen, ½ Pfund Zucker, 250 Gramm süße Mandeln, 75 Gramm bittere Mandeln, ¼ Liter Milch, 60 Gramm Hefe, 1 Eßlöffel voll Salz, etwas Mustatblüte, 75 Gramm Zitronat. Sämtliche Bestandteile werden, nachdem sie sorgfältig zurechtgemacht sind, gut warm gestellt. Die Hefe löst man in lauwarmen Milch auf. Mehl, Milch und Butter werden gehörig durchgnetet (nicht etwa mit der Keule oder dem Rößel gerührt) und dann erst, wenn der Teig glatt ist und keine Knötchen zu fühlen sind, kommt nacheinander der Zucker, die feingewiegten Mandeln und das in dünne Streifen geschnittene Zitronat hinzu. Ist dies alles gehörig durchgearbeitet, so gibt man die Kollinen in den Teig, und verarbeitet auch diese wieder. Die Teigmasse muß so fest gearbeitet sein, daß sie sich gut von dem Boden des Gefäßes abheben läßt. Sollte der Teig nicht fest genug sein, so muß man eben noch etwas Mehl hinzutun. Nun bleibt der Teig an einer warmen Stelle stehen, bis er aufgeht. Nach ungefähr 2—3 Stunden formt man ihn zu Kollen (die Teigmasse ergibt zwei Kollen) und bäckt ab. Unmittelbar nach dem Baden werden die Kollen mit zerlassener Butter bestrichen und mit Zucker bestreut. Je nach Geschmack fügt man dem Streuzucker ein wenig Vanille oder Zimt hinzu. Es ist zu empfehlen, die Kollen nicht frisch zu genießen, sondern sie, wenn man sie zu Feiertagen haben will, etwa 4 Tage vorher fertigzustellen. Hat man eine größere Anzahl von Kollen gebacken, so schlägt man sie einzeln in ein leinenes

Tuch und bewahrt sie an einem kühlen, doch frostfreien Ort auf. So halten sie sich gut 4 Wochen.

**Kataokuchen.** Aus einem Pfund Mehl, 200 Gramm Zucker, 3 Eiern, 50 Gramm Margarine (oder Butter) und 10 Eßlöffeln Milch und einem Backpulver wird ein nicht zu fester Teig bereitet. Dann nimmt man die Hälfte des Teiges ab und verrührt sie mit 3—4 Eßlöffeln Kakaó und Vanillegeschmack, etwas Flüssigkeit muß auch noch dazu getan werden. Nun legt man in eine gut mit Fett ausgestrichene Form, zuerst eine Schicht weißen Teig, dann eine Schicht Kakaoteig, obenauf kommt noch eine Schicht weißen Teigs.

**Reibekuchen.** ½ Pfund Butter und 6 Gelbeier werden zu Sahne gerührt, dann kommt allmählich 1 Pfund Mehl, ¼ Pfund Zucker, die abgeriebene Schale einer Zitrone, ein paar feingebadete Mandeln, eine Tasse Milch und zuletzt das zu Schnee geschlagene Weiße der 6 Eier und 1 Backpulver hinein. Der Teig muß solange gerührt werden, bis er tüchtig Blasen schlägt.

## Rehrüden in Reimen.

Ein vorzügliches Rezept für die Feiertage.

Jüngst hatt' ich einen sonderbaren Traum:  
Ich saß in einem hellen Küchentraum,  
Da kamen in ein großes Küchentreich  
Neun Fräulein Eigelb, dottergold und weich.  
Dahinter her lief rasch ein lecker Zuckerhut,  
Nur 175 Gramm schwer, fein und gut;  
Der spielte eine halbe Stund' gerührt  
Mit den neun Damen, die sein Herz verführte.  
„Wie wird mir sonderbar, ich brauche Futter!“  
Stöhnt er und nimmt sich 150 Grämmchen Butter,  
Auch 150 Grämmchen Mandeln, süß, gerieben  
Oder durch eine Hackmaschine sanft getrieben,  
Und 150 Gramm gerieb'ne Schokolade  
Und ditto Weißbrot aus dem Wasserbade. —  
Als langsam er sich alles zugerührt,  
Ward unser Süßer gelb erst, braun und dann meliert.  
Da plötzlich näherte sich ihm, — o weh! —  
Vorfüchtig blütenweißer Eierschnee.  
Er sträubte sich erst sehr, es war zum Lachen,  
Dann ward in vorbereit'ter Form er braun gebacken. —  
Als er den Ofen endlich kaum verlassen,  
Da überkam ihn etwas, rein zum Späßen!  
Kein Lachanfall und auch kein Tränenfluß,  
Nein, noch ein wundervoller Zuderguß:  
Ein Viertel Schoko, ditto Puderzucker auch,  
Mit wenig Wasser didgetocht nach altem Brauch.  
Das überkam ihn nun, mir zum Entzücken,  
Denn vor mir lag ein leckerer — Rehrüden!

**Teppiche aufzutrifften.** Dies ist mit einiger Mühe sehr leicht möglich. Der Teppich muß vorher von allem Staub sorgfältig befreit werden, am besten mit einem Staubjauger. Sodann legt man ihn glatt auf den Fußboden, stellt ein sehr kräftiges, heißes Seifenwasser her, dem man etwas Salmiakgeist hinzufügt und bürstet den Teppich strichweise mit einer harten Bürste, wäscht dann sofort mit einem sauberen Scheuertuch mit warmem Wasser und dann noch einmal mit kaltem Wasser nach. Bevor der Teppich nicht ganz trocken ist, darf er nicht betreten werden. Im Winter kann man die Teppiche mit Schnee reinigen. Die Oberfläche wird auf den Schnee gelegt, damit dieser in das Gewebe eindringen kann. Auch Sauerkraut und Teeblätter sind ein gutes Auffrischungsmittel, jedoch ist die zuerst beschriebene Art am wirksamsten.

**Speck längere Zeit aufzubewahren.** Die kältere Jahreszeit läßt das Bedürfnis in uns aufkommen, mehr Fett als im Sommer zu uns zu nehmen. Die Hausfrauen pflegen darum, durchaus berechtigterweise, jetzt auch öfter und reichlicher Speck an die Speisen zu tun. Wenn sich der Speck jetzt auch besser hält, als bei der heißen Temperatur des Sommers, so kann es doch geschehen, daß er beim längeren Hängen ranzig wird. Um sich davor zu schützen, sind folgende Maßnahmen empfehlenswert. Man spült die Speckseite solange in Wasser ab, bis sich alles lockere Salz gelöst hat, dann hängt man ihn frei auf, so daß die Luft daran kann. Dann bildet sich eine Kristallschicht, die den Speck vor dem Ranzigwerden bewahrt.